

»Pater Lorson. Grenzländer, Domprediger, Europäer«

Vortrag

26.10.2004

Peter Lorson

**Vortrag und Vorstellung der unter dem Pseudonym René Baltus erschienenen
Autobiographie Pater Lorsons.**

Nichts Christliches darf mir fremd sein

Von der kostbaren Mühsal gerechten Erinnerens

Die Heimat tut sich zuweilen schwer mit ihren großen Söhnen. Doch während die erfolgreiche Aufarbeitung des Lebenswerks von Johannes Kirschweg (1900-1951), dem Priester und Dichter aus dem Glasmacherdorf Wadgassen, mit der Gründung des „Vereins für kulturelle und geschichtliche Arbeit im Bisttal“ immerhin bereits zwei Jahrzehnte nach dem Tod, 1972, begonnen hat, dauerte es dreißig Jahre, bis die erste größere Gedenkfeier für den aus dem Bergmannsdorf Differten stammenden Jesuitenpater, Buchautor und Europavordenker Peter Lorson ausgerichtet wurde: Zivil- und Kirchengemeinde sowie die örtliche Arbeitsgemeinschaft der Vereine luden gemeinsam zur Erinnerung an den 30. Todestag im Mai 1984 zum Gottesdienst in die Pfarrkirche ein. Die Lokal- und Regionalpresse würdigte den Friedenskämpfer par excellence in mehreren Reportagen, doch die Aufstellung eines Gedenksteins als Ersatz für die nach Ablauf der Ruhefrist eingeebnete Grabstätte blieb ein frommer Wunsch, die geplante Gründung eines Pater-Lorson-Freundeskreises fand, da es an Mitstreitern mangelte, nicht statt, und es wurde wieder still um den berühmten Differter.

Zu groß waren wohl noch die Ressentiments in der Generation, die den Zweiten Weltkrieg überlebt hatte und dessen Ursachen, Beginn, Verlauf und Ende eher noch emotional als sachlich-vorurteilslos zu beurteilen geneigt war und von der viele in Peter Lorson, dem Differter von Geburt und Wahlfranzosen aus Überzeugung, noch immer den Abtrünnigen sahen. Noch verhältnismäßig wenige wussten damals um die wirklichen Lebensumstände dieses außergewöhnlichen Menschen Bescheid, der 1910 als dreizehnjähriger Knabe nach vorzeitiger Beendigung der Volksschule das Bergmannsdorf Differten verließ, in die Missionsschule und später ins Noviziat der französischen Jesuiten der Provinz Champagne aufgenommen wurde und schon bald, mit 19 Jahren, als deutscher Soldat an die Front des

Ersten Weltkrieges musste. Lorsons alsbaldige, freilich nicht unwillkommene Gefangennahme in Frankreich, in dem Land, in dem das persönliche, das kulturelle und religiöse Leben des wissensdurstigen jungen Menschen inzwischen tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wurde als feige Desertion diffamiert.

Gewiss, es hatte sich bis 1984 durchaus herumgesprochen, dass es der Hochbegabte aus einfachen Verhältnissen bis zum brillanten Domprediger von Straßburg gebracht, dass er sich als Buchautor einen Namen gemacht hatte und für sein Frühwerk „Voyage en Chretiente“, „Reise in die Christenheit“, 1936 sogar von der Academie Française ausgezeichnet worden war. Man weiß inzwischen, dass er wegen seiner kritischen Schriften wider den Nationalsozialismus und Rassismus 1940 vor der Gestapo ins nicht besetzte Frankreich hat fliehen müssen, dass er nach dem Krieg seine Predigertätigkeit im Straßburger Münster wieder aufgenommen hat und dafür von einer wachsenden Hörergemeinde gefeiert wurde. Ganze Busreisegesellschaften hatten sich in den späten vierziger und frühen fünfziger Jahren von Differten und Friedrichweiler aus zur vergnüglichen Vereinsfahrt nach Straßburg aufgemacht, um die Attraktion aus dem Warndtwalddorf auf der prächtigen Kanzel des berühmten Münsters zu bestaunen.

Dass der prominente Ordensmann von Straßburg zugleich rastlos, ja buchstäblich bis in seine Todesstunde hinein, nicht nur der Sache Jesu, sondern auch dem Projekt der Aussöhnung der Völker, des Friedens und des neu erwachenden Europas mit immer größerer Leidenschaft das Wort geredet hat, das mag ihn in manchen Augen eher in den Rang des unerwünschten klerikalen Einmischers gehoben haben. Denn das Europa des Pierre Lorson (wie er sich seit seiner französischen Einbürgerung nach dem Ersten Weltkrieg nannte) ähnelte zu sehr der Vision des Ministerpräsidenten Johannes Hoffmann, der knapp anderthalb Jahre nach Lorsons Tod, am 23. Oktober 1955, mit dem schroffen Nein zum europäischen Saarstatut von den Landsleuten des kühn vorausdenkenden Jesuiten abgewählt worden war. Und hatten die Vertreter der Hoffmann-Regierung und der politischen, militärischen und kirchlichen Gesandtschaft Frankreichs samt ihrer zahlreichen und wenig diskreten Beschützer in Zivil und Uniform am Begräbnistag im Mai 1954 vor dem brisanten Referendum von 1955 nicht überdeutliche Erinnerungen an Zeiten aufgefrischt, in denen Peter Lorson als Sanitäter und Feldgeistlicher in der französischen Armee und damit auf der falschen Seite gestanden hatte?

Wieviel wog vor dem Hintergrund solcher Erinnerungen, dass der Jesuit mit den Erfahrungen zweier Weltkriege und mit dem besonderen Gespür sowohl für die Grenzlandnöte als auch für die großen Chancen der Brückenvölker, der Elsässer, Lothringer und Saarländer, und mit dem wertvollen geistigen Schatz seiner Schlussfolgerungen aus

langem Nachdenken im südfranzösischen Exil neben dem wieder aufgenommenen Amt des Dompredigers auch die Rolle als europäischer Fürsprecher gefunden hatte? Wen beeindruckte im unmittelbaren Umfeld des saarländischen Geburtsortes Jahrzehnte nach Kriegsende und dem Wiederanschluss an Deutschland, dass Reverend Père Lorson von der Gesellschaft Jesu bald nach dem Krieg sowohl in Frankreich als auch in Deutschland ein gefragter und einflussreicher Berater, Initiator, Verhandlungsführer, Vortragsredner, Berichterstatter, Übersetzer, Kommentator und weitblickender Publizist in Sachen Europa war?

Wer rechnete es dem „Mann der Grenze“, wie er sich selbst nennt, mit dem Reichtum des Erbes der Kulturen beiderseits des Rheins an, dass er mit der brillanten Logik des Gebildeten und mit der Überzeugungskraft des demütig-priesterlichen Menschenfreundes die Herzen der Intellektuellen ebenso im Fluge erreichte wie die der einfachen Leute? Wer von seinen späten Kritikern vermochte zu ermessen, mit welcher Hingabe und philosophischen Tiefe der geistreiche Gottesmann einflussreiche Kreise von seinem Europa zu überzeugen wusste, von einem Europa freilich, das vor allem der abendländischen Tradition verpflichtet sein müsste? Wer kannte die von ihm entworfene Architektur für einen Kontinent, der die Nationalstaatlichkeiten überwinden und der sich auf die friedenssichernden Grundpfeiler des Christentums stützen würde? Ein Europa, das Heimat für 180 Millionen Abendländer sein würde, denen Anrecht auf jene Gerechtigkeit zustand, die in der Katholischen Soziallehre und in der Evangelischen Sozialethik wurzelt, die Garant für jenen inneren und äußeren Frieden wäre, der Erbfeindschaften tilgt und Kriege ein für alle Mal unmöglich macht.

Es war für den katholischen Ordensmann und Publizisten lautere Selbstverständlichkeit, dass er stets auch die europäischen Signale aus dem protestantischen Lager würdigte. Lorsons Offenheit und Toleranz, dies zeigte sich deutlich bei den Recherchen zu diesem Buch, beeindruckte (wie wir noch sehen werden) immer wieder junge Menschen, die sich in der Aufbruchstimmung nach dem Krieg Konfessionen verbindenden und Ideologien überwindenden sozialen Projekten verschrieben hatten und denen der prominente Jesuit aus Straßburg als der schlichte Kamerad Pierre im Arbeitszeug begegnet war.

Der Gerechtigkeit halber muss eingeräumt werden, dass der Aufarbeitung des Werks und der Person Peter Lorsons nicht nur Vorurteile im Weg standen. Der rastlose Prediger und Schreiber hat seine Bücher ausnahmslos in französischer Sprache verfasst, nur zwei davon erschienen bislang in Deutsch: Von der 1949 edierten Biografie über „Charles Ruch, évêque de Strasbourg“ (Pax alsatia, Strasbourg/Paris) wurde 1951 die deutsche Kurzfassung „Charles Ruch, Bischof von Straßburg“ (Le Roux, Paris) vorgelegt, und von dem weithin beachteten Pazifismus-Werk „Un chrétien peut-il être objecteur de conscience“ (Da Pacem, Paris, 1950)

fertigte Kaspar Mayr die deutsche Übersetzung „Wehrpflicht und christliches Gewissen“ (Knecht-Verlag, Frankfurt, 1952). Die mangelnde Zweisprachigkeit des Lorson-Schrifttums erschwerte bislang in Deutschland den Zugang zur Geisteswelt des kühn vorausdenkenden Jesuiten, was sich nach dem Willen der Initiatoren und Herausgeber der vorliegenden Autobiografie jedoch ändern soll.

Wie ist es zu dieser Publikation gekommen? Nach zwanzigjähriger Unterbrechung nahmen Anfang 2002 die Initiatoren der Pater-Lorson-Würdigung von 1984 mit Blick auf den nahenden 50jährigen Todestag, 6. Mai 2004, wieder miteinander Kontakt auf, unter ihnen die Lorson-Neffen Rudolf Remark und Hans-Dieter Steffen sowie der inzwischen als Professor für Neuere Geschichte an der Universität Münster lehrende Friedrichweiler Peter Burg, auf den wichtige deutschsprachige lexikalische Hinweise auf den Domprediger, Pazifisten und Europäer Lorson zurückgehen. Jetzt erst gelang es, den an der Aufarbeitung des Lebenswerkes des berühmten Differters interessierten Freundeskreis zu erweitern. Ihre ersten Überlegungen zielten in die Richtung, einen Verein zu gründen, der sich als primäre Aufgabe vornimmt, Lorzons letztes und reifstes Werk, das 1953 unter dem oft verwendeten Pseudonym René Baltus erschienene Buch „De la vieille à la nouvelle Europe“ („Vom alten zum neuen Europa“) zu übersetzen und neu herauszugeben. Lorson, der engagierte christliche Streiter, erinnert in diesem Band an die Frieden, Einheit und Identität stiftende Rolle des Kreuzfahrers und Kirchenlehrers Bernhard von Clairvaux (1090-1153) und legt, wie es der Merziger Namensvetter und Verwandte des Jesuiten Peter Lorson formuliert, die historischen, kulturellen und religiösen Fundamente frei, auf denen das neue Europa aufgebaut werden soll. Kein Geringerer als der gleich denkende Robert Schuman (1886-1963), der überragende französische Architekt Europas, der als Lothringer ebenso wie der Saarländer Peter Lorson den Wurzeln beider Kulturen der großen Völker Karls des Großen entstammt, hat das Vorwort zu diesem Buch geschrieben, das als Lorzons politisches Vermächtnis gilt. „Europa ist keine Neuentdeckung; seit Jahrhunderten hat es nicht nur als geografische Realität, sondern auch als eine geistige Wesenheit existiert“, schreibt Schumann in seinem Geleitwort.

Mitte April 2002 suchten Peter Burg, Peter Lorson und Rudolf Remark das Zentralarchiv der französischen Jesuiten in Paris-Vanves auf- und hoben einen zeitgeschichtlichen Schatz von atemberaubender Authentizität: Die Lorson-Forscher entdeckten sorgsam registrierte und in fünf Boxen verpackte Dokumente, die Hintergründe, Lebenswege, Beziehungsgeflechte und Visionen eines unentwegt predigenden, schreibenden und reisenden Menschen aufleuchten ließen, der mit Gott und der Welt verkehrte, die Großen seiner Zeit aufgrund hervorragender persönlicher Kontakte kannte und den eine faszinierende Idee antrieb, die sich vielleicht am treffendsten mit dem Wort des französischen Friedensdichters und gläubigen

Christen Antoine de Saint-Exupéry umschreiben lässt: Unir des hommes, c'est le plus beau métier des hommes, Menschen zu einigen ist der schönste Beruf des Menschen!

Auf die größte Kostbarkeit stießen die Expeditionsteilnehmer bereits in Box eins. Hier fanden sie die bis dahin völlig unbekannte, handschriftlich verfasste Autobiografie, die Pater Lorson offensichtlich später einmal unter dem Pseudonym Rene Baltus und mit dem Titel „Franco-Sarrois - Histoire d'une vie“ publiziert wissen wollte. Die Niederschrift der Lebenserinnerungen beginnt im südfranzösischen Exil an Pfingsten 1943 und endet mit Lorsons bewegender Wiederbegegnung mit den Dörfern seiner Kindheit, Friedrichweiler und Differten, und mit den dort lebenden nahen Verwandten im Nachkriegsjuni 1945. Was sich Peter Burg, Rudolf Remark und Peter Lorson inmitten der Aktenberge des angejahrten Jesuitenarchivs bereits auf den ersten Blick bot, war ein so unmittelbares und einzigartiges Zeugnis von einem in die Zeitläufe verwobenen Menschen, dass spontan der Entschluss reifte, dieses Werk tatsächlich posthum zu veröffentlichen!

Mit penibler Handschrift lässt der Autobiograf sein außergewöhnliches Leben Revue passieren. Er berichtet von den glücklichen Kindheitstagen im Grenzlandtal der Bist und des Warndtwaldes, über den Aufbruch nach Belgien und Frankreich und die vielen Stationen des langen Ordensweges bis zu den von ihm erlebten, beobachteten und kommentierten dramatischen Momenten des „Zweiten Dreißigjährigen Krieges“, wie die Zeitspanne zwischen Beginn des Ersten und Ende des Zweiten Weltkriegs von Historikern zuweilen schon genannt wird. Zugleich gestattet Pater Lorson von der Gesellschaft Jesu einen tiefen Einblick in das Ordensleben seiner Zeit, in sein Priestertum und Lehrersein, in die verwirklichten und unerfüllten Träume und in den immerwährenden inneren Konflikt eines von zwei Kulturen, von Deutschland und von Frankreich, geprägten Menschen. Diese beiden für Europa so wichtigen großen Nationen will er ein für alle Mal versöhnt wissen mit den von ihm ausgemachten „Techniken des Friedens“ (wie 1952 tatsächlich ein Vortrage vor Studenten an einer westdeutschen Hochschule betitelt sein sollte).

Die Pariser Fundsachen gaben Auftrieb. Schon bald wurden weitere Pater-Lorson-Freunde gewonnen und bereits am 28. Oktober 2002 wurde im Gemeindehaus Differten von folgenden neun Mitgliedern die „Pater-Lorson-Gesellschaft“ gegründet: Prof. Dr. Peter Burg (Münster), Erich Collet (Ortsvorsteher, Wadgassen-Differten), Hartmuth Kastner (Wadgassen-Differten), Peter Lorson (Merzig), Rudolf Remark (Schwalbach-Elm), Hans Dieter Steffen (Mettlach-Weiten), Marga Stoffen (Mettlach-Weiten), Volker Teklik (Pastor der Katholischen Pfarrgemeinde St. Gangolf Differten) und Rudolf Weisenstein (Differten). Die Gründungsversammlung verabschiedete eine Satzung, die sich zur Aufgabe macht, das umfangreiche und überwiegend in französischer Sprache abgefasste Gesamtwerk des

europäischen Vordenkers zu erforschen und vorrangig für die deutschsprachige Leserschaft zu erschließen und dieses durch Vertrags- und Diskussionsveranstaltungen und durch Publikationen zu informieren. Das zunächst gesteckte Ziel ist die Herausgabe einer deutschen Fassung der Lorson-Autobiografie.

Lorson-Neffe Rudolf Remark (der ebenso wie Hans Dieter Steffen und eine Reihe weiterer ihrer Altersgenossen aus Lorsons engeren Heimat auf Empfehlung und mit Unterstützung von „Onkel Pater“ in Frankreich eine qualifizierte Schulbildung genossen hat) machte sich unmittelbar nach dem Archivbesuch ans Werk und fertigte in Rekordzeit eine erste Übersetzung, die zur wertvollen Grundlage für weitere Recherchen wurde. Peter Lorson, Merzig, Hans Dieter Steffen und weitere Lorson-Freunde unterstützten das Projekt. Recht bald lag ein ansehnliches Manuskript vor mit aufschlussreichen Schriftstücken aus dem Lorson-Nachlass und wertvollen Fotografien aus den Familienalben, das die Aufmerksamkeit von Alfred Diwersy vom Blieskasteler Gollenstein-Verlag und von Professor Dr. Rudolf Warnking von der Union Stiftung Saar fand, und im März 2004 beschloss der Saarbrücker Stiftungsvorstand die Buchedition bei Gollenstein.

Dass sich im Jahr des Erscheinens der Autobiografie des Europäers Pierre Lorson nach sechs Jahrzehnte währendem Ringen inzwischen 25 Staaten zusammengefunden haben, sich am Horizont tatsächlich die Konturen einer europäischen Verfassung abzeichnen, ist ein freundlicher zeitlicher Zusammenklang. Ob der Europäer von der Gesellschaft Jesu Verständnis für die lange und kurios genug geführte Diskussion um das Für und Wider und die Art des Gottesbezuges im Grundgesetz seines vereinten Abendlandes haben würde, muss stark bezweifelt werden. Immerhin, würde sich der nach Eindeutigkeit strebende, aber um des Fortschritts willen auch stets zu Kompromiss und Pragmatismus bereite christliche Europäer vielleicht damit trösten, dass über den Häuptern der Regierenden des neuen Europa heute die Flagge mit dem marianischen Sternenbanner weht! Angesichts der schweren Geburtswehen Europas bedeutete es dem Jesuiten sicher schon viel, wenn zwölf himmlische Lichtquellen aus der Johannesoffenbarung (Offb 12,1-2) die permanente Erinnerung an den letztlich erfolgreichen Kampf der Gottesmutter über den Unglauben darstellten, wenn die Sternzeichen für alle das unübersehbare Zeichen wären, dass Maria, die Schutzheilige Europas, das ihr geweihte Land gewiss nie im Stich lassen würde.

Von den beschwerlichen Wegen des Friedens

Die Flagge über der Kathedrale

Blenden wir uns noch einmal ins letzte Kapitel der Memoiren von Pater Lorson ein, begleiten wir ihn, soweit uns dies die späte Kunde einzelner Dokumente aus einer weit

zurückliegenden Zeit ermöglicht, auf seinen ersten Schritten im werdenden Nachkriegseuropa, in dem er neue Chancen für die Regionen erkennt. Man spürt förmlich das Herzklopfen beim Tagebucheintrag vom 26. November 1944, dem Tag, an dem General Leclercq Straßburg befreit und die französische Flagge auf der Kathedrale hissen lässt. Doch er denkt bereits über den Tag hinaus, sorgt sich, dass die vom Rundfunk verbreitete Forderung des Straßburger Bürgermeister-Stellvertreters und Sozialisten Naegele nach Angleichung der elsässischen Gesetze ans innerfranzösische Recht unverhohlene Kampfansage an regionale Identität und verbrieftes Sonderrecht im Rahmen des Konkordats sein könnte: „Schon bekämpfen sich die Parteien, man erhebt sich, die einen gegen die anderen, man will die Vergangenheit zerstören.“

Im Dezember 1944 erfährt er von den über Lothringen in Richtung Saarland vorrückenden amerikanischen Truppen. Dass (Aufzeichnungen des Kommandeurs Louis G. Kelly zufolge) ausgerechnet sein Geburtsdorf Differten der erste Ort sein würde, mit dem am 14. Dezember die Amerikaner deutschen Boden betreten, kann Lorson zur Zeit seiner Tagebucheintragung nicht wissen. Doch er hat sich längst Gedanken über das Land seiner Eltern und seiner Jugend gemacht und bereits im November 1944 „dem sehr sympathischen und intelligenten Georges Bidault“, dem damaligen französischen Außenminister, geschrieben, „um ihn auf das saarländische Problem aufmerksam zu machen“, ihm darzulegen, dass „die einfache Annexion dieser Menschen, die, ohne es zu wissen, Franzosen sind und die wir zehnmal leichter eingliedern werden als die Elsässer, weil ihr Temperament französischer ist“, die beste Lösung wäre. „Der Minister“, so hält Lorsons Tagebuch fest, »hat sich herzlich bedankt und versprochen, meine Denkanstöße in Betracht zu ziehen.“

Die Zuversicht, dass sich das Saarland rasch in den französischen Staatsverband eingliedern lassen könnte, ist eine vorschnelle Einschätzung, die Lorson bei der Wiederbegegnung mit der Wirklichkeit in der alten Heimat und beim Gedankenaustausch über die Autonomiepläne von Johannes Hoffmann und den Saarlandplan von Robert Schuman und Konrad Adenauer bald revidiert haben dürfte.

Welche Farben hat der Regenbogen ?

Peter Lorson, der vom erschrockenen Novizen und preußischen Rekruten wider Willen im Ersten Weltkrieg zum selbstbestimmten Franzosen Pierre nach Kriegsende reifte, hat das Land, das ihm längst zur eigentlichen Heimat geworden ist, wirklich geliebt. Er hat ihm als Kleriker, Lehrer, Publizist und sogar als Sanitäter und Feldgeistlicher im Zweiten Weltkrieg gedient. Doch die Zeiten und die Umstände zwingen den geschulten Beobachter und peniblen Analytiker zunehmend zu differenzierter, ja zu distanzierter Betrachtung. Er geißelt die

Tölpeleien des „Drole de guerre“, des seltsamen Sitzkrieges. Er ist erbost über die eklatanten Fehlleistungen von Generalität und Truppen. Er schämt sich für den mangelnden Patriotismus, für den Verrat des Vichy-Regimes, für die Schmach der Kollaboration und für die „Schande von Montoire“. Ja, Pierre Lorson befürchtet zunehmend, dass Frankreich seine Seele verlieren könnte.

Und ihm, dem unruhigen Geist und kritischen Kommentator, unterläuft sogar „die Unvorsichtigkeit“ (wie er in seinen Memoiren festhält) gegen Ende des südfranzösischen Exils von der Kanzel aus über seine Befürchtungen zu sprechen. Als ihm dies die heimliche Zusendung von gaullistischen Blättern einbringt, ruft er sich selbst zur Ordnung mit der Feststellung: „Ein Geistlicher hat keine Politik zu machen.“ Gewiss, an den einschlägigen Bewegungen hat er sich nicht aktiv beteiligt, die offene Parteinahme hat er abgelehnt. Doch lassen ihn die südfranzösischen Jahre, in denen der „Nordländer“ schwer trägt an der „Rosen- und-Kölnisch-Wasser-Frömmigkeit“ der Südfranzosen, zunehmend zum Gesellschaftskritiker und damit doch zum politisch urteilenden Beobachter par excellence werden.

Je deutlicher sich der „Regenbogen des Friedens“ in diesem südfranzösischen Sommer von 1944 abzeichnen beginnt, desto mehr kreisen seine Gedanken bereits um die Nachkriegsordnung, sorgt er sich um die nationale Aussöhnung innerhalb Frankreichs, hofft er auf die „spirituelle und christliche“ Wiederaufrichtung Deutschlands (als dem natürlichen Partner Frankreichs) und fürchtet er, dass es den an „Nuancen, an Feinheiten und an historischen Kenntnissen“ mangelnden Amerikanern, die „keinerlei Rücksicht auf die Beete unserer alten Gärten nehmen“, auch beim absehbaren Friedensvertrag am nötigen Fingerspitzengefühl fehlen könnte. Dass er sich dabei in besonderer Weise Gedanken um die Zukunft seines Geburtslandes im Rahmen eines neu geordneten Europas macht und dass er sich aufgrund seiner Herkunft und Biografie in besonderer Weise für einen geeigneten Brückenbauer hält, das versteht sich für den „Frankosaarländer“ von selbst.

Die Botschaft von der Münsterkanzel

Nach Deutschlands Kapitulation hält es Père Lorson nicht mehr in Südfrankreich. An Ostermontag 1945, nach dem Ende seiner Predigtreihe in der Kathedrale von Toulon, nimmt er „ohne dienstlichen Auftrag den Zug“ und kommt nach mehrtägiger Reise über Paris, Metz und Creutzwald in den Dörfern seiner Kindheit, Differten und Friedrichweiler, an, wenige Wochen nach der Beisetzung seiner über alles geliebten Mutter, die während der zweiten saarländischen Evakuierung gestorbenen war. Ein Schicksalsschlag, der ihn besonders schwer trifft.

Schon bald nimmt er seinen Kanzeldienst in der geschichtsträchtigen Straßburger Kathedrale wieder auf. Jetzt, unmittelbar nach dem Krieg, sind seine Predigten, die er sowohl in deutscher als auch in französischer Sprache hält, noch eindringlicher vom Friedenswort geprägt. Er ruft jedoch nicht nur zum versöhnenden Miteinander der Völker auf, sondern fordert den sozialen Frieden und die Gerechtigkeit innerhalb der Gesellschaften ein. Der Jesuit ist zutiefst davon überzeugt, dass die Menschen nur dann zum äußeren Frieden befähigt sind, wenn sie auf der Grundlage der christlichen Glaubens ihren persönlichen inneren Frieden gefunden haben. In den Titeln „La Symphonie pacifique. La Paix individuelle, nationale, internationale“ (Collection „Da Pacem“, Strasbourg/Paris, 1948) und „Le plaisir sanctifié. Pour une spiritualité des loisirs“ (Colmar/Paris, 1952) fasst er seine Predigtbotschaften zusammen.

Der brillante Rhetoriker und gestenreiche Vortragskünstler, der den Intellektuellen ebenso wie den im schlicht-frommen Volksglauben verwurzelten Gläubigen in seinen Bann ziehen konnte, scharte zur besten Predigtzeit im sonntäglichen Münsterhochamt eine wachsende Gläubigenschar um sich. Begeisterte junge Lorson-Anhänger von damals und betagte Zeitzeugen von heute sind immer noch ergriffen, wenn sie von dem beeindruckenden Szenario rund um den Predigerauftritt berichten. Ihre Augen leuchten, wenn sie, wie der betagte Straßburger Konditormeister Charles Woerlé, von der atemlosen Stille erzählen, die das tausendköpfige Münsterauditorium bereits in dem Moment erfasste, in dem der Kirchenschweitzer mit der Hellebarde den Prediger zu jener geschichtsträchtigen Kanzel geleitete, auf der vor Hunderten von Jahren schon Gelehrte wie Johannes Tauler, Geiler von Kaysersberg oder Meister Eckhart gesprochen haben. Bereits aus dem ersten kurzen Nachruf auf den plötzlichen Tod des populären Predigers spricht denn auch die ganze Trauer der Münstergemeinde, wenn der knappe Text resigniert feststellt:

„Vor seiner Abreise nach Saarbrücken, wo er die französischen Fastenpredigten halten sollte, hatte er schon alle Daten für die Predigten im Münster bis Ende November festgelegt. Die Vorsehung hat es anders bestimmt.“

Aufbruch im Saarland

Eines der ersten Schriftstücke im Nachkriegsdossier, die den Lorson-Forschern in Vanves im Frühjahr 2002 die Hände fielen, war ein vom 25. Mai 1946 datiertes und an Pater Lorson in Straßburg adressiertes Schreiben des Journalisten und profilierten Politikers der Saargebietszeit, Johannes Hoffmann. Er kündigt darin an, „dass nach langem Warten nunmehr unsere ‚Saarländische Volkszeitung‘ erscheinen kann ...“. Dabei handelt es sich um die SVZ, das Organ der Christlichen Volkspartei (CVP), die nach der ersten saarländischen

Landtagswahl vom 5. Oktober 1947 bei der Regierungsbildung am 20. Dezember 1947 mit Ministerpräsident Johannes Hoffmann an der Spitze zur dominierenden Kraft wird. Hoffmann erhofft sich von Lorson vor allem Nachrichten aus der katholischen Welt Frankreichs. Doch es finden sich in den ersten SVZ-Jahrgängen zunächst keine, zumindest keine offen erkennbaren, Beiträge des Straßburgers, was mit Lorsons ausgesprochener Neigung zur Unabhängigkeit zu tun haben mag; immerhin ist die SVZ ein Parteiorgan.

Ganz anders verhält sich dagegen Lorsons Landsmann Johannes Kirschweg, der ebenfalls von Johannes Hoffmann umworbene Wadgasser. Mit der ihm eigenen Emphase für einen einmal als richtig und wichtig erkannten neuen Weg, der durchaus den harten Bruch mit einer bisher verfolgten Richtung bedeuten kann, äußert sich der Priester und Dichter aus Differtens Nachbardorf Wadgassen in der SVZ vom 22. Februar 1947 unter der Schlagzeile „Wir wollen nicht mehr“. Er bezieht begeisterte Position für Hoffmanns Weg in die Autonomie. „Wir wollen uns nicht mehr dahin zurück schrauben lassen, wo wir 1919 oder 1920, meinetwegen auch 1934 gestanden haben. Wir wollen nicht noch einmal unsere Brüder und Söhne opfern, wir wollen nicht noch einmal unsere Häuser in Trümmern sehen.“ Zwar seien einst französische hugenottische Adelige Preußen geworden und preußische Offiziere, doch „der enge Geist des Preußentums“ - und hier mag sich Kirschweg gedanklich mit Lorson treffen - sei „immer ein unabendländischer, ein antiabendländischer Geist“ gewesen.

Von Lorson finden sich solche Zeilen nicht. Stattdessen wird der angesehene Jesuit in der SVZ-Ausgabe Nummer 21 vom 24. Mai 1947 selbst zum Objekt journalistischer Berichterstattung, die ihrer aufschlussreichen Zeitspiegelungen wegen an dieser Stelle in ganzer Länge wiedergegeben sein soll:

„Ich bin ein Christ und nichts Christliches darf mir fremd sein.“ Ausgehend von diesem Wort sprach am Mittwochabend auf Einladung der Saarländischen Kulturgesellschaft in der Aula der Oberrealschule Jesuitenpater Lorson, Strasbourg, über das Thema „Das religiöse Gesicht des heutigen Frankreich“. Pater Lorson zeichnete – wie er sagte - ein Rembrandt'sches Bild mit all seinen Licht- und Schattenseiten. Er sprach in schlichten, einfachen Worten, bekannte freimütig, wo es noch im argen liegt, was noch von den Katholiken Frankreichs erhofft und ersehnt wird.

Uns, als die nächsten Nachbarn Frankreichs, musste es ungemein interessieren, einmal aus berufenem Munde zu hören, was in dem katholischen Frankreich auf politischem, sozialem, wirtschaftlichem, kulturellem und rein kirchlichem Gebiet vor sich geht. Der Vortragende konnte fesselnde Einblicke in die Tätigkeit des RMP (Republikanische Volksbewegung), in die sozialen Bestrebungen wie die „Semaine sociale de France“, die Kommunisierungsbestrebungen, in die praktische Arbeit der immer stärker werdenden

christlichen Gewerkschaften geben. Es interessierte, von einem jungen Priesterorden, der „Mission de Paris“ zu hören, dessen Mitglieder, junge Priester, in Bergwerken, Fabriken, in den Hafendocks usw. arbeiten, um so ihre gefährdeten Arbeitskameraden zu Christus zurückzuführen. Man hörte von den schulischen Verhältnissen (freie und neutrale Schulen), von der Katholischen Aktion, der Katholischen Presse, von dem regen Leben in den nach beruflichen Gesichtspunkten geordneten Jugendverbänden.

Die Zuhörer, unter denen man Regierungsdirektor Straus, Capt. Hecfor, Bürgermeister Dr. Singer und eine Auswahl Geistlicher bemerkte, dankten lebhaft. Eine anregende Ansprache schloss sich an den Vortrag an. Regierungsdirektor Dr. Straus hatte die einführenden Worte gesprochen. Wir dürfen hoffen und wünschen, dass der Vortrag recht bald wiederholt wird. -hn-

Das Autorenkürzel „hn“ lässt vermuten, dass kein Geringerer als der SVZ-Chefredakteur selbst, der noch im Oktober des gleichen Jahres zum Ministerpräsidenten gewählte Johannes Hoffmann, die Pater-Lorson-Reportage geschrieben hat. Vielleicht war es journalistisches Ethos, dass der Berichtende sich selbst bei der exemplarischen Aufzählung der prominenten Veranstaltungsbesucher nicht nennen mochte, doch vielleicht gab es auch einen anderen Grund dafür, dass sich der vermutete Autor nicht mit seinem legendären „joho“-Kürzel zu erkennen gegeben hat. Doch es spricht wenig dafür, dass Johannes Hoffmann an diesem viel beachteten Abend mit dem Straßburger Jesuiten nicht teilgenommen hätte, denn der Auszug aus der Gästeliste der Saarländischen Kulturgesellschaft liest sich wie das Who's who des Regierungsbildungsjahres 1947: Dr. Emil Straus wurde in dem am 20. Dezember gebildeten Kabinett Hoffmann Kultusminister, Dr. Franz Singer übernahm das Wirtschaftsministerium und Hoffmann-Intimus Dr. Edgar Hector wurde zum Staatssekretär des vom Ministerpräsidenten selbst geleiteten Innenressorts ernannt.

Ohne Stahl und Kohle kein Krieg

Zwar fanden sich bislang keine weiteren Schriftstücke, die Lorsons Nähe zu Johannes Hoffmann dokumentieren. Doch viel spricht dafür, dass sich die beiden Katholiken im Laufe der Zeit sehr nahe kamen. Zeitgenossen sprechen sogar von freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden. Der grundlegende Meinungsunterschied zwischen dem saarländischen Patrioten Hoffmann und dem christlichen Europaphilosophen Lorson mag anfänglich in der Beurteilung der Saarfrage bestanden haben.

Der gegen Kriegsende gegenüber Georges Bidault unterbreitete radikale Lorson-Vorschlag, das Saarland an Frankreich anzuschließen, begegnet uns nicht mehr, wohl aber wird in den Kommentaren des später beim Europarat akkreditierten Journalisten deutlich, worum es dem

Pazifisten und Weltbürger Pierre Lorson stets ging. In seinem Beitrag „Straßburg, Europa und der Friede“ (in der Anthologie „Der lebendige Frieden“, Giersen-Verlag Düsseldorf) schreibt er: „Ich will die Sache näher erklären: Sollte z. B. Kohle und Stahl Europas nicht mehr englisch, deutsch, französisch, luxemburgisch und belgisch, sondern eben europäisch sein, also Europa als vereinigt Land gehören, so wäre ein Krieg zwischen den betreffenden europäischen Ländern unmöglich, denn ohne Stahl und Kohle ist der Krieg undenkbar.“

Johannes Hoffmanns Brückenland

Differenzierter stellt sich dagegen Johannes Hoffmanns europäische Architektur dar. Er machte von Anfang an keinen Hehl aus seinem Plan, ein zwar wirtschaftlich nach Frankreich orientiertes, jedoch ansonsten von der deutschen Kultur und seinen Grenzlandbesonderheiten geprägtes autonomes Saarland zum ersten Baustein für ein supranationales Europa zu machen. Hoffmann verwahrte sich von der ersten Stunde an gegen die politische Bevormundung durch Frankreich und nahm - von der Bevölkerung oft nur unzureichend beachtet - kein Blatt vor den Mund, wenn es galt, allzu forsche Alleingänge des befreundeten Nachbarlandes zu kritisieren.

Als zum Beispiel auf Drängen Frankreichs am 8. März 1947, weit vor der Landtagswahl vom 5. Oktober gleichen Jahres, ohne parlamentarische Legitimation und trotz vieler offener Fragen zur Trägerschaft und Finanzierung das Homburger Hochschulinstitut als Keimzelle der Saar-Universität gegründet wurde, blieb der designierte saarländische Staatschef den Feierlichkeiten aus Protest fern. Die von der Militärregierung anfänglich unverhohlen gezeigte Sympathie für die Bewegung „Mouvement du Rattachement de la Sarre à la France“ (MRS), eine Initiative, die sich offen für den wirtschaftlichen, kulturellen und staatlichen Anschluss der Saar an Frankreich aussprach, stieß bei Johannes Hoffmann auf konsequente Ablehnung. Ungeachtet der (wegen der weitgehenden Befugnisse des an der Saar residierenden Hohen Kommissars der Französischen Republik) noch immer nicht restlos hergestellten Souveränität verurteilte der Ministerpräsident am 8. Januar 1950 im Saarlandtag mit scharfen Worten die „gegen Sinn und Inhalt der Präambel“ der Landesverfassung agierende „Organisation, die vielleicht gewisse Felle wegschwimmen sieht“.

Es gibt genügend Gründe für die Annahme, dass sich die christlichen Europaenthusiasten Hoffmann und Lorson rege ausgetauscht, dass die Türen der engsten Mitarbeiter im Führungszirkel Hoffmanns für den angesehenen und einflussreichen Straßburger Jesuiten stets offen gestanden haben. So spricht Hoffmann in seinem Brief vom 25. Mai 1946 ein vorangegangenes Gespräch mit konkreten Abmachungen „anlässlich Ihres Hierseins“ an. Anhaltspunkte auf frühe Kontakte zwischen den beiden Saarländern dürfte auch die Tatsache

liefern, dass Johannes Hoffmanns Rückkehr aus dem brasilianischen Exil im Spätsommer 1945 über Marseille ebenso wie Lorsons Heimreise nach den Südfrankreichjahren zunächst nach Paris führte.

In der französischen Hauptstadt hatte Hoffmann 1940 vorübergehenden Unterschlupf bei den Oblatenpatres und Mitbrüdern seines ältesten Sohnes gefunden. Beim Wiedersehen mit Paris dürften Hoffmann wie Lorson Kontakt zu der dort gegründeten „Association Francaise de la Sarre“ (die nicht mit dem MRS gleichgesetzt werden darf) gefunden haben. Diese deutsch-französische Vereinigung unter Führung von General Andlauer, mit der Pater Lorson auch in den späteren Jahren noch Kontakte pflegte, hat eine wichtige Rolle im saarländisch-französischen Beziehungsgeflecht der Nachkriegszeit gespielt.

Für intensive Beziehungen zwischen dem Jesuiten und dem Saarbrücker Regierungszentrum sprechen weitere Korrespondenzen, vor allem der an die Familie Peter Lorsons gerichtete Kondolenzbrief von Ministerpräsident Hoffmanns erstem Kultusminister und späteren Gesandten des Saarlandes in Frankreich, Dr. Emil Straus: Unter dem Datum vom 9. Mai 1954 schreibt er: „Mit Stolz habe ich mich zu seinen Freunden gezählt und gerne gedenke ich der Stunden, die wir beisammen waren und aus denen ich Anregung und Zuversicht schöpfen konnte.“ Und der dem Ministerpräsidenten ebenfalls nahe stehende Berater und Rektor der jungen Saar-Universität, J. F. Angelloz, schreibt bereits am 7. Mai, einen Tag nach Lorsons Tod, an die „Geschwister Lorson“: „Die Nachricht vom Hinscheiden Ihres werten Bruders hat uns alle an der Universität des Saarlandes sehr erschüttert, vor allem mich, der ich die Ehre hatte, öfter mit ihm zusammen zu sein ...“

Von den Sujets der SVZ-Reportage über Pater Lorsons Saarbrücker Vortragsabend vor erlauchtem Gästekreis im saarländischen Regierungsbildungsjahr 1947 bis zu Pater Lorsons Todesjahr, 1954, lässt sich übrigens ein interessanter zeitgeschichtlich-innerfranzösischer Bogen spannen: In nicht näher gekennzeichneten, vom Duktus und vom Interesse her aber durchaus der Feder des Journalisten Pierre Lorson zuzuschreibenden Artikeln in der SVZ Nummer eins und Nummer 18 (im Januar 1954) wird über das Ringen (zwischen Jesuitenorden, französischem Weltklerus und Rom) und das letztlich Scheitern des außergewöhnlichen Experiments des Apostolats der Pariser Arbeiterpriester in seiner ursprünglichen Form berichtet. Bei der unbedingt zu wünschenden künftigen Aufarbeitung von Pater Lorsons Lebensweg und seinem Werk sollten weitere, gründlichere Blicke in die SVZ-Jahrgänge zwischen 1946 und 1954, in die Archivbestände der übrigen saarländischen und – weit vielversprechender! - in die der einschlägigen elsässischen Nachkriegsjournale geworfen werden.

Die beste europäische einigende Kraft der Jetztzeit

Von Anfang an begleitete Pater Lorson als akkreditierter Journalist der katholischen französischen Presse, hauptsächlich für die heute noch in Paris erscheinende, auflagenstarke katholische Tageszeitung „La Croix“, und als Berichterstatter für den Vatikan die öffentlichen Sitzungen des am 5. Mai 1949 gegründeten Europarates in Straßburg. Gleichzeitig hielt er die Leser im Verbreitungsgebiet des Bistumsblattes „Paulinus“ der Diözese Trier durch seinen „Brief aus Straßburg“ aus katholischer Sicht auf dem Laufenden. Im Paulinus-Archiv fanden sich mehrere aufschlussreiche Reportagen aus der Zeit zwischen 1949 und 1952, die ein lebendiges Bild vom Straßburger Geschehen und dessen Einschätzung durch Pierre Lorson vermitteln. Er begleitete die Sitzungsperioden nicht nur aus dem Blickwinkel des an der Wiederaufrichtung des christlichen Abendlandes interessierten Kirchenmannes und Pazifisten, sondern auch als ein durchaus an der politischen Wirklichkeit orientierter Kritiker und Kommentator des zunächst mit Schwung begonnenen Beratungsmarathons der Straßburger Völkerversammlung.

Ein gutes Drittel praktizierender Katholiken

In seinem ersten Paulinusbeitrag vom 4. Dezember 1949 stellt er zunächst heraus, „dass sich unter den 101 Abgeordneten und der gleichen Zahl der Stellvertreter der Versammlung, die zur Zeit zwölf europäische Staaten vertreten, ein gutes Drittel aufrichtiger und praktizierender Katholiken befindet.“ Und der stets auch der Ökumene zugewandte Jesuit beeilt sich hinzuzufügen: „Es verdient außerdem festgehalten zu werden, dass unter den protestantischen Mitgliedern der Versammlung viele gläubige Christen sind.“ Wir erfahren, dass die katholischen Vertreter im Tagungsverlauf „eine Kommunionmesse mit einer Predigt, die der Schreiber dieser Zeilen zelebrierte“, wünschten und dass sie in Begleitung des Straßburger Bischofs, Monsignore Weber, und des französischen Ministerpräsidenten, Georges Bidault, den heiligen Berg der Elsässer, den Odilienberg, aufsuchten. Ein Ereignis, das Pierre Lorson, dem Autor des regional sehr beachteten, 1949 in Paris (bei Le Roux) erschienenen Werkes „Sainte Odile, la Patronne de l'Alsace“ besonders nahe gegangen sein mochte. „Was jedoch noch bemerkenswerter ist als alle diese Dinge“, berichtet der Paulinus-Korrespondent weiter, „ist wohl die Tatsache, dass mehrfach im Laufe der Erörterungen die katholischen Abgeordneten sich auf das Evangelium und die Soziallehre der Kirche ... beriefen, und das nicht nur, ohne Widerspruch zu begegnen, sondern im Rahmen einer Atmosphäre größter Sympathie. Mehrere protestantische Engländer, darunter auch der berühmte Churchill, zögerten nicht, ihre Reden durch eine kurze Anrufung des Allerhöchsten zu beenden, was

naturgemäß sehr im Gegensatz zu den parlamentarischen Übungen manch anderer Länder stand.“

Und dann erklärt Lorson, was ihn, den vom abendländischen Einigungsgedanken des Bernhard von Clairvaux Beseelten, bei diesem neuen europäischen Anlauf fünf Jahre nach dem verheerenden Zweiten Weltkrieg soviel Hoffnung für die Zukunft schöpfen lässt: „Schließlich verdient noch festgehalten zu werden, dass der Ausschuss für kulturelle Fragen, der sich darum bemüht, dem zukünftigen Europa ein gemeinsames geistiges Gesicht zu geben, verschiedene Male festgehalten hat, dass es in der Tat das Christentum war, das Europa gestaltete und dass das Christentum die beste europäische einigende Kraft der Jetztzeit ist.“ Ein Bekenntnis, das auch der große evangelische Kirchenführer, der von den Nationalsozialisten in Konzentrationslagern drangsalierte Angehörige der Bekennenden Kirche, Martin Niemöller (1892 - 1984), mehrfach ablegte.

Doch gerade die schleppende Arbeit der zunächst weit vorausdenkenden, bald aber im Gestrüpp von Zuständigkeitsgerangel und fehlenden Durchsetzungsmöglichkeiten festsitzenden Ausschüsse, lassen bei Pater Lorson Ahnungen vom langen, steinigen Weg des jungen Europas aufkommen, obwohl bereits zur Jahreswende 1949/1950 die Rede von einer europäischen Währungsreform, Anpassung der Stahlerzeugung, Rationalisierung der Landwirtschaft, Freizügigkeit des Handels, Warenaustausch, sogar von der Schaffung europäischer Briefmarken und Fremdenverkehrsinstitutionen die Rede ist. Auf Unverständnis stoßen bei Lorson die Bestrebungen, ausgerechnet Genf, die Stadt eines Landes, „das sich beharrlich weigert, am europäischen Rat teilzunehmen“, zum kulturellen europäischen Mittelpunkt zu machen. Lorson fordert die Schaffung einer europäischen Universität, die „wie Straßburg auf der mittleren Linie des Rheines errichtet werden muss“.

Warten auf Deutschland

Im Mai 1950 führt Lorson mit kaum verhohlenem Spott den Paulinuslesern vor Augen, dass zwar das neue „palastartige Gebäude“, das den Europa-Rat aufnehmen soll, vor der Vollendung steht und die Ratsmitglieder bereits zur nächsten Ratssitzung am 7. August erwartet, dass sich aber „unglücklicherweise das Vereinigte Europa nicht im gleichen Rhythmus“ gestaltet. „In dieser Beziehung ist sogar eine gewisse Entkräftung und eine Vertrauenskrise in der Hauptstadt der Europäischen Union festzustellen.“

Ungeduldig wartet Lorson auf Deutschland: „Die Zurückhaltung der deutschen Regierung gegenüber der Straßburger Versammlung hatte nicht wenig dazu beigetragen, das bestehende Missbehagen zu verstärken. Jedermann ist hier überzeugt, dass Deutschland angesichts seiner

zentralen Lage, seiner Einwohnerzahl, der angeborenen Eigenschaften des Volkes zur Arbeitswilligkeit sowie seines Organisationsgeistes Europa sehr große Dienste leisten wird.“

Die Abgeordneten hätten „mehrfach die Furcht ausgedrückt, von ihren eigenen Völkern verleugnet zu werden, wenn sie sich zu schnellen Handlungen entschlossen; insbesondere wenn sie etwa eine Beeinträchtigung ihrer eigenen nationalen Hoheit zuließen“. Man diskutiere derzeit die Möglichkeit von Volksbefragungen, „Abstimmungen also nach gründlichem vorherigen Meinungsfeldzug“.

Vor diesem Hintergrund ruft ein Professor von der Universität Poitiers die Studentenschaft auf, „Missionare Europas“ zu werden. Und tatsächlich kommt es am Abend des letzten Tages der zweiten Tagungsperiode von 1950 zu einer spektakulären Kundgebung in Straßburg: 3000 junge Europäer umzingeln das Europa-Haus und schwören einen Treue-Eid, in dem es unter anderem heißt: „Wir werden das Beste von uns der Verwirklichung der Europäischen Föderation widmen. Wir erklären, dass wir Europa verteidigen werden, aber nur als eine gemeinsame Heimat...“ Der Pazifist Lorson kommentiert lakonisch: „Man muß eingestehen, dass, wenn man von der Jugend fordert, in eine europäische Armee einzutreten, sie das Recht hat, ihre Bedingungen zu stellen. Diese Bedingungen sind vernünftig. Es lebe die europäische Jugend!“ Dass die durch den Koreakrieg und die vermeintliche Gefahr eines kommunistischen Angriffs nervös gewordenen Politiker Churchill (England) und Reynaud (Frankreich) die Ratsdelegierten hastig mit dem Plan der Aufstellung einer europäischen Armee und der Schaffung eines europäischen Verteidigungsministeriums befassen, vom politischen Ausschuss jedoch mit dem Hinweis auf die Unzuständigkeit des Europarates in Militärapaktfragen alsbald wieder in die Schranken verwiesen werden, reizt den politischen Hellseher zu beißendem Spott: „Der politische Ausschuss hat ihnen zu verstehen gegeben, dass sie vom rechten Wege abgewichen seien und dass sie sich allerhöchstens mit den politischen Auswirkungen der Aufstellung einer europäischen Armee beschäftigen könnten. Das war ein weiser Dämpfer. Ne sutor ultra crepidam (Schuster bleib bei deinen Leisten). Der Europa-Rat ist ein Werk des Friedens und der Völkerverständigung und nicht des Krieges.“ Zwar sollte es noch zu weiteren Anläufen und 1952 sogar zu einem Vertragsschluss zwischen den Benelux-Ländern, der Bundesrepublik Deutschland, Frankreich und Italien zur Errichtung einer „Europäischen Verteidigungsgemeinschaft“ (EVG) kommen, doch wurde das EVG-Projekt (was der mit den Finessen der französischen Sicherheits- und Außenpolitik bestens vertraute Lorson 1950 prophezeit hatte) mit dem Veto der Französischen Nationalversammlung 1954 endgültig zu Fall gebracht.

Positiver fällt Lorseons Bilanz der zweiten Hälfte der 1950er Tagungsperiode aus, für die er das Bekenntnis der fünfzehn Außenminister zur Konvention über die Menschenrechte

hervorhebt. Er zitiert (im Paulinus Nr. 50 vom 10. Dezember 1950) Robert Schuman: „Die Tatsache, dass diese Konvention in Rom beschlossen und unterzeichnet wurde, in einer Stadt also, in der sich der Hauptherd unserer abendländischen Zivilisation befindet, hat für uns eine besondere Bedeutung; sie ist eine Gewähr für ihre Beständigkeit.“

Nie wieder Krieg wegen Eisen und Stahl

Lorsons Skepsis hinsichtlich der Wirkkraft des Europarates ist am Ende der dritten Tagungsperiode des Europarates, 1951, eher gewachsen. Obwohl die Institution inzwischen um die Länder Saarland, Island und - endlich – die Bundesrepublik Deutschland auf 15 Mitgliedsstaaten erweitert ist und vom französischen Außenminister Robert Schuman die Gründung einer „Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl“, auch EGKS oder Montanunion genannt, initiiert und von Konrad Adenauer sofort akzeptiert worden ist, vermerkt der ungeduldig gewordene Straßburger Chronist: „Die so bedeutsame Angelegenheit der europäischen Einigung hat seit einem Jahr kaum Fortschritte gemacht.“ Sichtlich zufrieden dagegen ist Lorson mit Konrad Adenauers Erklärung: „Das deutsche Volk ist überzeugt, dass nur die Einheit Europa vor den Gefahren retten kann, die es bedrohen. Der Schuman-Plan ist eines der sichersten Mittel zur Erreichung dieser Einheit... Die Tatsache, einen Teil der nationalen Hoheit aufgeben zu müssen, ist bereits jetzt eines der Elemente der Einigkeit. Ein Krieg zwischen Frankreich und Deutschland ist unmöglich geworden, da Eisen und Stahl, so oft Ursachen von Kriegen, nunmehr ein einigendes Band darstellen.“

Dass die Ratsversammlung beschlossen hat, mit dem amerikanischen Kongress Fühlung aufzunehmen, hält Pierre Lorson für interessant – jedoch unter der Bedingung, „dass es sich nicht darum handelt, sich von den Vereinigten Staaten absorbieren zu lassen, sondern sich einfach nur ihrer zu bedienen, um ein starkes und unabhängiges Europa zu bilden.“

Europa des Vatikans

Und dieses Europa scheint endlich mit konkreten Projekten voran zu kommen. Am 12. Oktober 1952 berichtet Lorson im Paulinus: „Die vierte Tagung des Europa-Rates hat stattgefunden. Sie wurde vollkommen von einem Ereignis von geschichtlicher Bedeutung beherrscht, das sich gerade vor dem Tagungsbeginn in Luxemburg und Straßburg abgespielt hatte: Von der ersten Versammlung der Hohen Behörde und von der Tagung der Kohle- und Stahlgemeinschaft. Dank dieser letzteren Tagung kann man sagen, dass das Vereinigte Europa nicht nur geboren wurde, sondern bereits erste Gehversuche unternimmt ... Ein einziger Markt für 150 Millionen Menschen soll entstehen. Es ist unmöglich, die Bedeutung

dieses Ereignisses zu übertreiben. Das ‚Europa der Sechs‘, Kontinental-Europa, ist eine Wirklichkeit geworden.“

In Geduld und Nachsicht, freilich nicht ohne feine Ironie, übt sich der Europaenthusiast Lorson gegenüber den Europaskeptikern in England und in Skandinavien, „die das neue Schiff nicht zu besteigen wagen, obwohl sie viel mehr seemännische Erfahrung haben als die armen Festländer“. Sie hätten, „insgesamt gesehen, ‚fair play‘ gespielt und ... sogar nicht verfehlt, ‚an Land bleibend‘, den wagemutigen Seefahrern mit den Händen zuzuwinken, die einem unbekanntem Meer trotzen wollen“. Den von Lorson „auf sozialistischer Seite“ ausgemachten Argwohn zum kirchlichen Europabekenntnis weist er entschieden zurück: „Man hat ... andeuten wollen, daß das Europa der Sechs von der Politik des Vatikans beherrscht werde oder sogar eine Einrichtung von Rom sein könne“. Lorson bemüht das Zeugnis der angesehenen Europaabgeordneten Klompe, „die, obwohl eine Frau, einen großen Einfluß in Straßburg“ ausübend, „öffentlich gegen diese Unterstellungen Einspruch erhoben und gefordert“ habe, „daß man ebenso tolerant gegenüber den Katholiken sei, wie diese sich befleißigten, es gegenüber den Nichtkatholiken zu sein“.

„Man fragt sich“, schreibt Lorson, „woher wohl diese tendenziösen Gerüchte kommen. Einmal wohl daher, daß tatsächlich die Regierungen der sechs Staaten, die die Kohle- und Stahlgemeinschaft bilden, von den Christlich-Demokraten beherrscht werden. In vier dieser Staaten regieren die Christlich-Demokraten allein, in den zwei anderen sind sie bestimmend an der Regierung, insbesondere auf dem Gebiete der außenpolitischen Beziehungen, beteiligt. Ferner haben wohl auch gewisse Äußerungen von einer ‚Christlichen Internationale‘, die sich gegen eine ‚Sozialistische Internationale‘ wende, in gleicher Richtung gewirkt.“

Der katholische Publizist Lorson glaubt auch, was „in den Augen gewisser Leute das Faß zum Überlaufen gebracht“ hat: „So sagte der Papst den Pilgern von ‚Pax Christi‘, als er sie gerade vor der Eröffnung der Straßburger Tagung empfing: ‚Wenn heute politische Persönlichkeiten, die sich ihrer Verantwortung bewusst sind, wenn Staatsmänner für die Einigung Europas arbeiten, für seinen Frieden und für den Frieden der Welt, dann bleibt die Kirche wahrlich ihren Bestrebungen nicht gleichgültig gegenüber. Sie unterstützt sie vielmehr mit der ganzen Kraft ihrer Opfer und ihrer Gebete.““

Und auch dies mag den von Lorson ins Visier genommenen Kirchenkritikern ein Dorn im Auge gewesen sein: Kardinal Tisserant hatte während der Tagungsperiode nicht nur dem Vorsitzenden der Beratenden Versammlung, de Menthon, einen Besuch abgestattet und bei einer der Sitzungen („allerdings mit der größten Zurückhaltung und ohne jeden offiziellen Charakter“) das Geschehen von der Diplomatentribüne aus verfolgt, sondern in einem Rundfunkinterview die Haltung des Papstes erläutert: Der Heilige Vater bekunde sein

Interesse für die in Straßburg geleistete Arbeit, weil er annehme, dass die Zeit dränge und die gegenwärtige Tagung dazu beitragen möge, den Frieden wiederzubringen, und dass der Rhein, an dessen Ufern die Versammlung tagt, einen Verbindungsstrich zwischen den Völkern des „Neuen Europa“ bilden möge. Schließlich zitiert Pierre Lorson den Kölner Kardinal Frings, der zur gleichen Zeit vor jungen Katholiken bekundete: „Westdeutschland, Frankreich und Italien sind die drei Pfeiler eines neuen Europas geworden, und zwar eines christlichen Europas. Niemals seit Karl dem Großen ist der Gedanke eines christlichen und vereinigten Europas so nahe seiner Verwirklichung gewesen.“

Dass sich der Vatikan der Sache Europas annahm, war für den Jesuiten und Publizisten Pierre Lorson also pure Selbstverständlichkeit. Und dass seine Straßburg-Dossiers nicht nur mit größtem Interesse zur Kenntnis genommen wurden, sondern auch unmittelbar in den Meinungsbildungsprozess des Heiligen Stuhls eingeflossen sind, ist durch ein am 13. Oktober 1950 datiertes Antwortschreiben des Leiters des vatikanischen Staatssekretariats belegt. Kein Geringerer als Giovanni Battista Montini, der spätere Papst Paul VI. (1963-1978), hat den Dankbrief an „mon Reverend Père“ Lorson unterzeichnet - und seine persönliche Freude darüber zum Ausdruck gebracht, dass Lorson mit Montinis Bruder in Straßburg in Verbindung stand!

Antworten für das wirkliche Leben

Pater Lorson war nicht nur der ausgezeichnete Deuter des Evangeliums und der Prediger der guten Werke. Er fand den schnellen Zugang zu den Herzen der Menschen, weil sie spürten, dass sich sein Heil- und Gottsuchen nicht auf entrückte Glaubensschwärmerei reduzierte, sondern stets mit den Lebenswirklichkeiten und ihren immer neuen Herausforderungen zu tun hatte. Dieser Realismus, darauf weist der Ordensmann in seinen Memoiren ausdrücklich hin, sei „ganz bestimmt ein charakteristischer und wesentlicher Zug der Gesellschaft“ (Jesu). „Die Ausgeglichenheit und die sprichwörtliche Weisheit des durchschnittlichen Jesuiten kommen größtenteils daher.“

Jedenfalls wusste der weltoffene Jesuit um die Sorgen der Menschen und suchte stets nach den praktischen Antworten aus christlicher Sicht auf die Widersprüche und Krisen der Zeit. Kein Lebensbereich blieb ihm fremd, keine Strömung unentdeckt, kein politisches Wetterleuchten verborgen. Vor dem heraufziehenden Nationalsozialismus und Rassismus hatte er früh gewarnt und sich widersetzt. Wegen seiner Enttarnung als Autor des unter dem Pseudonym Lucien Valdor verfassten Werkes „Der Christ angesichts des Rassismus“ („Le Chrétien devant le Racisme“, Edition Alsatia, 1939) musste er nach der Besetzung Frankreichs, 1940, vor der Gestapo in die zone libre fliehen. 1948 veröffentlichte Pierre

Lorson seine Vision „Die Friedenssymphonie“ („La Paix individuelle, nationale, internationale“, Collection „Da Pacem“, Strasbourg/Paris).

Als im Nachkriegseuropa mit dem Meinungsstreit über das Modell der künftigen gesamteuropäischen Lösung zwangsläufig auch die Diskussion um Wehr- und Rüstungsfragen und die sich abzeichnende Wiederbewaffnung Deutschlands entbrannte, legte er 1950 das Werk „Wehrdienst und christliches Gewissen“ vor - und trat wegen seiner unerschrockenen, unangepassten, freilich nie hart von der geltenden Lehre abweichenden Autorenmeinung herzerfrischende Debatten los, die ihm die ganze Sympathie der Friedensbewegten im jungen Europa einbrachte.

Töten verbieten

1953, sozusagen mit Beginn der zweiten Welle des Kalten Krieges, zwischen Ende des Korea-Krieges, Stalins Tod und der Einführung des „Konzepts des atomaren Vernichtungsschlages“ durch US-Außenminister John Poster Dulles, veröffentlicht Pierre Lorson, der inzwischen in der europäischen Pax-Christi-Bewegung eine einflussreiche Rolle übernommen hat, sein vielleicht aufwühlendstes Buch: „Töten verboten“ (*Défense de tuer*“, Éditions du Centurion, Paris). Es geht ihm darum, Fragen nach Friedensverhinderung und Friedenssicherung in einer sich mehr und mehr entchristlichenden Zeit nicht nur durch Nichtchristen beantworten zu lassen. Er will insbesondere Katholiken neu motivieren, aktiv für den Frieden der Welt einzutreten.

Mit „Töten verboten“ erscheint erstmals ein Werk, das mit dem „Totalen Krieg“ abrechnet und das die furchtbaren Dimensionen der Kriege des 20. Jahrhunderts aufzeigt. Pierre Lorson warnt vor der kriminellen Qualität „moderner Kriegsrührung“, die längst nicht mehr dem Regelwerk des Kriegphilosophen Clausewitz entspricht, weil sie sich in geradezu verbrecherischer Zwangsläufigkeit auch immer gegen die Zivilbevölkerung richtet.

Ein eigenes Kapitel befasst sich mit dem Präventivkrieg. Lorson redet sowohl der politischen Wachsamkeit und Festigkeit als auch der diplomatischen Klugheit das Wort und erteilt dem Präventivkrieg eine klare Absage - mit Sätzen wie diesen: „Mais que l'on fasse une guerre préventive, de quelque côté que ce soit, non!“ („Aber dass man einen Präventivkrieg führt, von welcher Seite auch immer, nein!“). Entschiedene Worte, vor mehr als einem halben Jahrhundert ausgesprochen und angesichts der sich zuspitzenden Diskussion um die Auswirkungen des Feldzuges der USA gegen den Irak so aktuell, als seien sie soeben aus der Druckerpresse gekommen.

Ideologische Gewalt der Leidenschaften verhindern

In zahlreichen Vorträgen und Aufsätzen warnt der inzwischen sowohl in Frankreich als auch in Deutschland gefragte Friedensexperte von der Gesellschaft Jesu freilich auch vor religiöser Überhöhung und Wirklichkeitsfremdheit im Pazifismus. In dem bereits erwähnten Aufsatz im Düsseldorfer Giersen-Verlag zitiert der Jesuit Lorson den damals hochbetagten Pädagogen, Nazi- und Militarismusgegner Friedrich Wilhelm Foerster (1869-1966), der in seinem Werk „Christus und das menschliche Leben“, wie Lorson es formuliert, „scharfe Zeilen über die ‚Illusionen des modernen Pazifismus‘ schreibt“:

„Friedenssicherung ist eine große und heilige Wissenschaft, die ein umsichtiges Studium aller Ursachen des Krieges und aller Bedingungen der Versöhnung verlangt. Vor allem aber ist sie eine realistische Wissenschaft von der Menschennatur und von den konkreten Bedingungen ihrer Bändigung. Der unbedachte und wirklichkeitsfremde Pazifismus selbst vieler christlicher Pazifisten erinnert an die Renaissance-Portale an manchen alten Kathedralen, wo der Architekt den Eingang nicht aus dem großen Grundstil der Kathedrale entworfen, sondern der modernen Kunst Schnörkel entnommen hat, die mit dem Geist der Kathedrale und den gewaltigen Sicherungen ihrer Konstruktionen schlechthin nichts zu tun haben. Die modernen Friedensarchitekten rechnen nicht mit der ungeheuren ideologischen und biologischen Gewalt der Leidenschaften, die zum Kriege treiben.“

Dass der damals in Amerika wohnende und, wie Lorson ausdrücklich anmerkt, von amerikanischen Denkern beeinflusste Foerster sogar versucht die „Kriegsschuld des Pazifismus“ zu beweisen, geht Pater Lorson selbstverständlich zu weit. Zugleich will der Pazifist aus Überzeugung und mit den Erfahrungen zweier Kriege klarstellen und „nur eins ... herausgreifen: man wirft uns unsere Unwirksamkeit, unseren Irrealismus vor. Hat man nicht ein gewisses Recht dazu? Der Pazifismus der unmittelbaren Vergangenheit hat versagt, wir müssen es eingestehen. Die beiden letzten furchtbaren Weltkriege zeugen dafür. Natürlich ist der Pazifismus nicht allein schuld daran. Aber er hat sie nicht verhindert. Er ist nicht wirksam genug gewesen.“

„Und warum?“, fragt Lorson und antwortet: „Ich glaube, es ist, weil er sich allzu sehr damit begnügt hat, auf die Gesinnung der Menschen, nicht aber auch ihre Einrichtungen zu wirken; weil er zu negativ die Gewaltlosigkeit gepredigt hat, ohne positiv die Völker der Welt zu vereinen; weil er sich ausschließlich um die Seele der Menschheit, nicht aber um ihren Leib bekümmert hat.“

Lorson kommt zu dem Schluss: „Die Zersplitterung der Völker und die Absolutheit des Staates, das sind neben den menschlichen Leidenschaften und Begierden die Quellen des modernen Krieges. Will man also die Kriege ausschalten, so gibt es kein radikaleres Mittel,

als diese Zersplitterung der Menschheit und diese absolute Gewalt des Staates zu bekämpfen und auszurotten. Oder, um dasselbe positiv zu sagen: Es gilt, die getrennten Völker zu sammeln, zu vereinen, nicht nur seelisch, sondern auch körperlich, nicht nur oberflächlich, sondern in der Tiefe. Es gilt nicht so sehr das Geistige, wie Brauchtum, Sprache, Kultur, als die materiellen Interessen des Lebens, den äußeren Aufbau der Gesellschaft, die Verteilung der Güter dieser Welt, gleichzuschalten. Es gilt, die Welt in wirtschaftlicher, sozialer, politischer Hinsicht zu vereinen. - Und dann gilt es, den einzelnen Staaten einen Teil ihrer Souveränität zu nehmen, um ihn einer Weltregierung oder einem Weltdirektorium anzuweisen. Dieser Teil besteht besonders aus der materiellen Macht, aus dem Heer, aus den Kriegsmitteln und dem Recht, über sie zu verfügen.

Mit anderen Worten: Gäbe es eine Weltföderation mit einer einzigen souveränen Regierung und einer einzigen Armee, dann gäbe es keinen Krieg mehr. Dann wäre der Krieg unmöglich.“

Auf den Straßen des Friedens

Pater Lorson hatte zeitlebens einen besonderen Draht zur Jugend: Er ist einer der prominenten Mitorganisatoren der besonders in Frankreich, Italien und Spanien populären „Routes de la Paix“, der „Straßen des Friedens“ für Schüler, Seminaristen und Pax-Christi-Anhänger, junge christlich motivierte Pilger eben, die sich auf den Weg machen zu den abendländischen Heiligtümern wie zum Beispiel Rom oder Assisi. Des Publizisten und Journalisten Lorsons friedensbewegte und gesellschaftskritisch-sozial engagierte Artikel in Tageszeitungen, Periodika und Sammelwerken erregen Aufsehen und lassen ihn zum gefragten Vortragsredner und Diskutanten in einschlägigen Zirkeln werden. Seine Artikel in der katholischen Tageszeitung „La Croix“, Paris, in Publikationen wie „Etudes“, „Cahiers d'Action Religieuse et Sociale“, „Nouvelle Revue Theologique“, „L'Union“, Paris, oder „Nouvel Alsacien“ und dessen Beilage „Petite Revue“ sind Stichwortgeber für ungezählte Foren, zu denen Père Lorson eingeladen wird. Sei es, dass er über die frühen Europaideen des damals wiederentdeckten Victor Hugo, über die Krise der Beratenden Versammlung des Europäischen Rates, über Menschenrechte, gewaltlosen Widerstand und Mahatma Ghandi oder - damals schon! - über Globalisierung schreibt und spricht, Pierre Lorsons (oder Rene Bakus') unentwegtes Rasonieren über den drängenden Aufbruch in eine neue bessere Welt ist gefragt.

Der Nachruf auf Lorsons Tod in der Zeitschrift „Fax Christi“ (Mai 1954) spricht für sich: „Es ist schwer zu fassen, dass unser Pater aus Straßburg nicht mehr unter uns ist, zum Raten und zum Ausgleichen. Er war wirklich ein Mahner zum Frieden bei allen Begegnungen, bei

denen der Friede unsere Sorge war. Wie wirst Du uns fehlen, brüderlicher Freund aller vorwärtsdrängenden Mitarbeiter. Du warst der kluge Theologe, der für unsere Anliegen die theologische Grundlage erarbeitete. Einsamer Kämpfer in der Welt der Theologie, wo die Argumente und nicht die Gefühle zählen. Habe Dank, dass Du uns so geholfen hast und uns zur Seite gestanden bist. Deine guten hellen Augen ... stellten stets die Frage: ‚Könnten wir uns so verständigen?‘ Es ging schon gut, wenn Du nur anfingst zu reden. Eine Deiner letzten Arbeiten ging über Bernhard von Clairveaux, bei der es galt, nachzuweisen, welcher ein Friedensstifter der Kreuzzugprediger war. Hilf Du weiter von drüben in der Steinbrucharbeit einer totalen christlichen Völkerverständigung.“

Den sie Pierre nennen durften

Der Autor des Buches „Die Friedenssymphonie“ findet nach dem Krieg Kontakt zum französischen Zweig der weltumspannenden Friedensaktivisten „Service Civil International“ (S.C.I.) und wird 1953 sogar Stellvertreter des Präsidenten der Frankreich-Sektion des S.C.I., Henry Roser. Mit dem protestantischen Pastor verbindet ihn recht früh eine persönliche Freundschaft.

Die inzwischen betagte Zeitzeugin Charlotte Payen aus Illkirch bei Straßburg (und damalige junge Aktivistin der Straßburger S.C.I.-Gruppe) erinnert sich noch im Jahr 2004 lebhaft an die nachhaltigen Eindrücke, die der ungewöhnliche und populäre Jesuitenpater im Umgang mit dem illustren Kreis von Jugendlichen aus 15 Nationen hinterließ, die zwischen 1947 und 1949 auf Baustellen und Trümmergrundstücken in Vézelay (Yonne) und Burdignin (Haut Savoie) Freiwilligendienst beim Wiederaufbau leisteten. Der sich „als leidenschaftlicher Zivillist“ Bezeichnende sei sich nicht zu schade gewesen, ungewöhnlich genug für einen berühmten Domprediger!, zum Beispiel im Sommer 1949 in Vézelay eine Woche lang, mit Arbeitsanzug, Schaufel und Kreuzhacke ausgestattet, Hand anzulegen und Loren mit Trümmerfrachten zu schieben. Wegen seines ungezwungenen, liebenswürdig toleranten Umgangs mit

den Jugendlichen „im Geiste internationaler Verständigung“, unter ihnen Nichtchristen, Angehörige anderer Religionen, überzeugte Kommunisten, anarchisch eingestellte Idealisten und bekennende Atheisten, die ihn bald hätten beim Vornamen Pierre nennen und duzen dürfen, habe der Pater eine unwahrscheinlich große Faszination auf die internationale Jugendgemeinschaft ausgeübt.

Wie gut das tut, diese Freiheit!

„Was an dieser Baustelle des S.C.I. außerordentlich ist“, heißt es in einer Reportage des „Cahier du Centre d'Information Catholique“ vom 21. Oktober 1949, Seite 65, über das Sommercamp der jugendlichen Freiwilligen, „das ist die Freundschaft, die zwischen Leuten so unterschiedlicher Ansichten herrscht. Man diskutierte über Marxismus, Religion, Politik, Pazifismus, Wehrdienstverweigerung ohne jemals mit jemandem Streit zu bekommen, denn jeder respektiert den anderen - scheint er auch gegenteiliger Meinung zu sein - und vertraut seiner Aufrichtigkeit. Wenn einer zu weit geht, fällt es ihm leicht, kurze Zeit später ein freundschaftliches Wort zu sprechen, das alles wieder gutmacht... Wie tut das gut, diese Freiheit zu sagen, was man denkt!“ (Ein Beitrag zu „Service Civil International - 50 Jahre im Dienste des Friedens). Die Reportage nimmt übrigens eingangs neben dem pazifistischen Buch „Symphonie Pacifique“ ausdrücklich Bezug auf Lorsons 1949 erschienene Biografie über den Straßburger Bischof Charles Ruch, die sich auch mit Ruchs Aufgeschlossenheit gegenüber der Ökumene befasst. Die protestantische Zeitzeugin Charlotte Payen weist ausdrücklich daraufhin, dass ihr der ehemalige Pfarrer von Brumath bei Straßburg, Payens Geburtsort, einst versichert hat, „dass Pater Lorson einer der Wegbereiter und eine der Säulen der Ökumene im Elsass war“.

Für ein besseres Deutschlandbild

„Ich bin ein Christ - und nichts Christliches sollte mir fremd sein“, hat Pater Lorson bei seinem Frankreichvortrag vor der saarländischen Nomenklatura des spannenden Regierungsbildungsjahres von 1947 bekannt. Zu seinem Christsein gehörte selbstverständlich auch, das andere, das bessere Bild des von ihm seiner unrühmlichen nationalsozialistischen Epoche wegen häufig kritisierten Geburtslands Deutschland in Frankreich zu zeichnen. Es existieren daher zahlreiche Übersetzungen aus dem Deutschen ins Französische, Werke von grundlegender religiöser, literarischer und zeitgeschichtlicher Bedeutung und von Botschaftern, die wie er, Lorson, gegen Nationalsozialismus, Rassismus und Antisemitismus angeschrieben haben und die an die christliche Erneuerung dieses für Europa so wichtigen Landes geglaubt haben. Publikationen des verfolgten Jesuitenpaters Peter Lippert gehören dazu, Romano Guardinis berühmtes Grundlagenwerk „Der Herr“ („Le seigneur“), Werke von Gertrud von Le Fort oder von Dominikanerpater Franziskus Stratmann.

Zu den Glanzstücken des Pariser Schatzfundes der Lorson-Freunde von 2002 gehört ein am 11. Juli 1948 vom kalifornischen Pacific Palisades aus geschriebener Brief von Thomas Mann an Pater Lorson. Aus dem früheren Exil und der späteren Wahlheimat in den Vereinigten Staaten richtete der Dichter ein bewegendes Dankschreiben an Pater Lorson. Es

geht um dessen in der Jesuitenzeitschrift *Études* veröffentlichte und zu einem respektablen Ergebnis kommende Rezension von Thomas Manns viel diskutiertem Altersroman „Doktor Faustus“. Mann schreibt: „Ich lasse den Tag nicht zu Ende gehen, an dem ich Ihre schöne ‚Faustus‘-Besprechung empfing und las, ohne Ihnen für die Freude zu danken, die Sie mir damit gemacht haben ... Meinen Altersroman unter einem religiösen Gesichtspunkt beurteilt zu sehen war mir im höchsten Sinn erfreulich, denn es ist der richtige.“ Der Publizist und Kritiker Pierre Lorson hatte Manns Werk im Rahmen einer Doppelrezension zusammen mit dem ebenfalls stark beachteten Buch von Gertrud von Le Fort „Das Schweiß Tuch der Veronika“ vorgestellt.

Im heimatlichen Grund

„Wenn wir uns wiedersehen, müssen wir die alten Lieder singen“, schreibt Pierre Lorson alias René Baltus an Pfingsten im südfranzösischen Kriegssommer 1943 im Alter von 45 Jahren in sein Memoirenbuch. Er erinnert sich an seine Bubentage am munteren Bistbach, in dem sie Brennholz heimgeflößt haben aus dem herrlichen Warndtwald, und er gestattet sich die wohlthuende Sentimentalität, an die Lieder zu denken, die sie in der Kindheit im Elternhaus gesungen haben: „Am Brunnen vor dem Tore“, „Dort unten in der Mühle“ und vor allem sein Lieblingslied von der Loreley, das ahnungsschwere „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten“. Als Pierre Lorson nach bitteren Kriegstrennungsjahren im Frühsommer 1945 endlich wieder daheim ist, singen sie diese alten Lieder nicht mehr, singen sie das Requiem auf die erst kurz vor seiner Heimkehr gestorbene Mutter. Die Mutter! Für den Buben Peter und für den berühmten Franzosen Père Pierre war sie zeitlebens die wichtigste irdische Bezugsperson gewesen.

Der Wald, die Mutter und die Dorfkirche

„Da ich hier nur typische Begebenheiten von allgemeinem Wert niederschreiben möchte und mich deswegen dazu gezwungen sehe, Hunderte von duftenden kleinen Erinnerungen, die sich momentan in meinen Geist und in mein Herz drängen, zu unterdrücken, möchte ich nur drei Strahlungszentren erwähnen, die tief in mir Lichter angezündet haben, die immer noch leuchten: der Wald, meine Mutter, die Dorfkirche.“ Bewegende Sätze aus dem 1943er Pfingstkapitel der Autobiografie.

Als Jesuit und Domprediger würde Pierre Lorson, dies mag dem heimwehkranken Memoirenschreiber im Midi beim ersten Kapitel in dem Sinn gekommen sein, einst im Priestergrab am vertrauten Münster am Ill-Ufer ruhen. An vieles wird der wieder jung werdende Peter aus dem Bergmannsdorf Differten gedacht haben, aber doch nicht daran, dass

ihn auf geradezu biblische Weise der Tod dereinst mit den drei geliebten Dingen Wald, Mutter und Dorfkirche zusammen bringen würde. Aber das Schicksal, von dem Pierre Lorson freilich niemals redet und an dessen Stelle der tiefgläubige Jesuit stets das Wort Vorsehung setzt, das Schicksal also oder die Vorsehung hat es jedenfalls so bestimmt.

Die letzte Predigt

Elf Jahre nach der gedanklichen Pflingstreise von Südfrankreich in die Heimat, Ende April 1954, ist Reverend Père von der Gesellschaft Jesu Gast der Französischen Gemeinde im Saarland, im Wesentlichen eine katholische französische Militärmission, in der auch praktizierende Katholiken aus dem diplomatischen, wirtschaftlichen und kulturellen Bereich der im Saarland damals noch recht zahlreich vertretenen französischen Staatsangehörigen ihren religiösen Mittelpunkt sehen. Die Pfarrkirche der katholischen Pfarrgemeinde Christ-König im Saarbrücker Stadtteil Sankt Arnual ist zugleich die Pfarrkirche der saarländischen Franzosen.

Sie hatten den gefragten Domprediger von Straßburg für eine Fasten-predigtreihe gewinnen können. Doch der dem „Cercle Saint Luc“ angehörende prominente Aumônier bricht bereits während einer der ersten Predigten auf der Kanzel zusammen. Die stattliche Gläubigenschar in der imposanten Kirche am Fuße des Winterberges ist entsetzt. Noch größer ist ihre Trauer, als sie zwei Wochen später erfahren muss, dass Père Lorson die Notoperation im Heilig-Geist-Krankenhaus nicht überstanden hat und in der ersten Stunde des 6. Mai 1954 gestorben ist.

Ruhe im Elterngrab

Ein zufälliger Tod im Geburtsland, der die Münstergemeinde in Straßburg, die Geschwisterfamilien an der Saar und die Lorsonjünger im werdenden Europa in tiefe Trauer stürzt - und der in der alten Heimat des berühmten Jesuiten für Aufsehen sorgt. Inmitten des großen Leichenzuges, der Pater Lorson am 10. Mai 1954 von der Pfarrkirche Sankt Gangolf aus zur letzten Ruhe auf den Friedhof am Rande des Warndtwaldes begleitet, schreiten nicht alltägliche Gäste: hochrangige politische, geistliche und militärische Gesandte aus Frankreich, prominente Vertreter aus saarländischer Landes- und Kreispolitik, Hochschulwesen, grenzüberschreitender Ökumene und Pax-Chnsti-Bewegung sowie aus dem örtlichen Kirchen- und Gemeindeleben.

Ein Gast erregt besonderes Aufsehen, der von Ministerpräsident Johannes Hoffmann mit persönlicher Kondolenzadresse entsandte, jedoch im Vorwahljahr zum Saar-Referendum von 1955 alles andere als höchst willkommene Saar-Innenminister Dr. Edgar Hector. Er hat

vorsichtshalber eine nicht zu übersehende Anzahl von Sicherheitskräften in Zivil und Uniform an diesem Differtener Kirmesmontag im Mai 1954 ins Warndtvalddorf beordern lassen. Denn unter den Trauergästen sind die Saarstatutbefürworter in der Minderheit und die grollenden Autonomiegegner und bereits auf Deutschland wartenden Nein-Sager in überwältigender Mehrheit. Die politische Lage ist angespannt.

Doch es bleibt ruhig um den Sarg des Pazifisten Pierre Lorson. Und Bürgermeister Michael Hümbert und Pastor Josef Barthel finden wohl die richtigen Worte. Er hatte in Konzelebration mit zwei französischen Militärggeistlichen das Requiem in der Pfarrkirche gehalten und Differtens toten Priestersohn gewürdigt: Das Geheimnis von Pater Lorson sei seine tiefe Verbundenheit mit Christus gewesen. Er habe die Wahrheit und die Gerechtigkeit, aber auch den Frieden geliebt und verteidigt. Als Förderer der Pax-Christi-Bewegung habe er dies unter Beweis gestellt. Barthel schließt mit den Worten: „Wir sind hier versammelt, um von Pater Lorson Abschied zu nehmen. So wie dieser Priester die Heimatpfarrei, das Saarland, die Christen in der Gesamtheit geliebt hat, so liebte er auch das Elterngrab. In diesem wird Lorson auch seine Ruhestätte finden. Wie er uns die Treue gehalten hat und der Heimat immer verbunden war, so wollen auch wir mit den Angehörigen und Ordensleuten seiner stets im Gebet gedenken.“

Das Werk kann beginnen

Die Arbeiten zu diesem ersten Buch über Pater Peter Lorson S.J. konnten vom Übersetzer-, Autoren-, Korrektor- und Organisationsteam der Pater-Lorson-Gesellschaft mit hervorragender Unterstützung durch die Union Stiftung, den Gollenstein Verlag, das Jesuitenarchiv in Paris und durch zahlreiche Zeitzeugen im Saarland und in Frankreich gerade noch rechtzeitig genug vor der Gedenkfeier am 23. Mai 2004 abgeschlossen werden. Die Katholische Pfarrgemeinde Sankt Gangolf Differten, die Zivilgemeinde Wadgassen sowie die Mitglieder und Förderer der Pater-Lorson-Gesellschaft haben das Werk ideell und finanziell unterstützt. Für diese Leistung gebührt allen Beteiligten Dank.

Ein guter Anfang ist gemacht.

Ein halbes Jahrhundert nach Pater Lorsons Tod konnten erstmals grundlegend und systematisch eine Reihe von Spuren gesichert und gute Voraussetzungen für weitergehende Arbeiten geschaffen werden. Pater Lorson hat die „Geburtsstunde Europas“, wie er den glücklichen Moment der Gründung der Europäischen Gemeinschaft für Kohle und Stahl durch das „Europa der Sechs“ im Jahr 1952 genannt hat, miterlebt. Aber er hat das Geschehen nicht nur beobachtet und kommentiert, er hat auf seine Weise den europäischen Prozess der

Staatenannäherung und der Friedenssicherung auf nachhaltige Weise mitgestaltet - als Prediger, Mahner, Autor, Ratender und Impulsgeber.

Die Pater-Lorson-Gesellschaft ist sich sicher: Die weitere Beschäftigung mit diesem leidenschaftlichen Europäer der ersten Stunde dürfte noch viele wichtige Details ans Tageslicht bringen. In Differten erinnert die dankenswerter Weise vom Ortsrat empfohlene und anschließend durch den Gemeinderat beschlossene Umbenennung eines Teilstücks der Friedhofstraße in Pater-Lorson-Straße seit 1999 an das Lebenswerk des aus diesem Ort stammenden Geistlichen. Die Einrichtung einer Pater-Lorson-Stube und die Aufstellung eines Gedenksteines auf dem Friedhof sind geplant. Ein erstes Buch liegt vor, das Werk kann beginnen.

Differten, im Mai 2004

Hartmuth Kastner

Geleitwort der Pater-Lorson-Gesellschaft

Die 2002 gegründete Pater-Lorson-Gesellschaft will das interessierte Publikum mit dem Leben und Werk des aus dem Saarland stammenden Jesuitenpaters bekannt machen, der die meisten seiner zahlreichen Schriften in französischer Sprache verfasst hat. Die hier vorgelegte Autobiografie eignet sich vorzüglich als Einstieg.

Pfingsten 1943, im Alter von 45 Jahren, hat Pater Lorson begonnen, die Geschichte seines Lebens unter dem Pseudonym René Baltus¹ niederzuschreiben.

Er bedient sich auch später dieses Pseudonyms, so in seinem letzten Buch mit dem Titel „De la vieille à la nouvelle Europe“. Dahinter steckt sicherlich, wie er im Vorwort schreibt, nicht nur die Absicht, anonym zu bleiben, sondern auch der Wille, auf diejenigen Rücksicht zu nehmen, über die er schreibt. So lässt sich auch die Tatsache erklären, dass er die Namen von Personen und Ortschaften verändert oder sie verschweigt. So ist z.B. mit Beaumarais sein Heimatort Differten gemeint. Er beendet die Aufzeichnungen mit einer Eintragung unter dem 2. Juni nach der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945.

Zur Zeit der Niederschrift der nur handschriftlich vorliegenden Autobiografie lehrt er Philosophie und Theologie am „Grand Séminaire de Fréjus“ in der „Zone libre“, wohin er geflüchtet ist, um sich dem Zugriff der Nazis zu entziehen, da man ihn als Autor des von ihm unter dem Namen Lucien Valdor herausgegebenen Buches „Le Chrétien devant le racisme“ identifiziert hatte, in dem er den im Hitler-Deutschland grassierenden Rassismus verurteilt.

Im Juni 1943 ist der 2. Weltkrieg an einem Wendepunkt angelangt. Die Waage neigt sich zugunsten der Alliierten und es ist nur noch eine Frage der Zeit, bis es zu der von Pater Lorson erwartete Befreiung Frankreichs kommt.

In dieser Situation hält er Rückschau auf sein bisheriges Leben.

Er betont mehrmals, dass es ihm weniger um sein individuelles Schicksal gehe als um das, was an ihm als typisch gelten könne, und zwar in zweifacher Hinsicht. Einmal meint er damit den Weg des „Mannes der Grenze“, eines „Franko-Saarländers“, der seine kulturelle und soziale Identität in Frankreich gefunden hat, ein andermal die Aufnahme eines Jungen aus bescheidenen Verhältnissen in den als aristokratisch geltenden Jesuitenorden und seinen Weg zur Priesterweihe.

Seine Lebensbeschreibung hat Pater Lorson chronologisch aufgebaut, ohne sich sklavisch an den zeitlichen Ablauf zu halten, wenn ihm dies angebracht schien.

Dabei verdrängen zuweilen Überlegungen, Kommentare, Theorien und Vorschläge die Darstellung der Tatsachen.

Der Weg des Autors verläuft trotz der zeitbedingten, zuweilen geradezu abenteuerlichen Intermezzos geradlinig. Mit 13 Jahren nach der Entlassung aus der Volksschule verlässt er die Familie und seine Heimat, um eine französische Missionsschule zu besuchen, mit dem erklärten Ziel, Missionar in China zu werden. Er ist begeistert von der französischen Sprache und Literatur und fühlt sich hinfert geistig und kulturell und zunehmend auch politisch mit Frankreich verbunden. Dies ist für ihn letztlich Grund genug, nach dem ersten Weltkrieg die französische Staatsangehörigkeit anzunehmen. Die für ihn völlig unproblematische Assimilation erklärt er im 1. Kapitel der Autobiografie mit der Herkunft seiner Vorfahren aus Frankreich und den geografischen und ethnischen Gemeinsamkeiten zwischen seiner saarländischen Heimat und dem benachbarten Lothringen.

Davon handelt das 1. Kapitel, das im Ganzen eine Liebeserklärung an sein Geburtsort Differten und den Warndtswald ist, ein Hymnus auf den Dreiklang von Familie, Schule und Kirche, der das Glück seiner Kindheit bedeutet. Die folgenden Kapitel konzentrieren sich auf den Weg zum Priesteramt und Apostolat, unterbrochen durch den 1. Weltkrieg, da er mit 18 Jahren als deutscher Staatsbürger in dem besetzten Belgien zum deutschen Militär eingezogen worden war. Die Ausführungen über die École apostolique sowie über die 15jährige Ausbildung im Jesuitenorden zeugen von einer großen Begeisterung, aber auch von kritischer Distanz, die zu detaillierten Verbesserungsvorschlägen führt. Der rote Faden ist aber sein Streben nach der eigenen moralischen und religiösen Vervollkommnung, nach einem Leben, dessen Mittelpunkt Gott und Christus bilden.

In 3 Kapiteln steht der Krieg im Vordergrund. Geradezu skurril wirken die Erlebnisse als deutscher Soldat im 1. Weltkrieg, an dem Pater Lorson als Infanterist in Polen und Russland und als Funker an der französischen Westfront teilnimmt. Für ihn endet der Krieg mit der Gefangenschaft, auf die er sich seit längerem eingestellt hatte, und dem Eintritt als

Freiwilliger in die französische Marine, nachdem er sich als Elsass-Lothringer ausgegeben hatte.

Im 2. Weltkrieg ist er zunächst als Sanitäter eingesetzt, dann aber als Militärgeistlicher, eine Tätigkeit, die er sehr gewissenhaft und auch mit Stolz ausfüllt.

Dabei übt er schonungslos Kritik an dem Verhalten und der Mentalität der französischen Truppen der Maginotlinie und den fehlerhaften strategischen Entscheidungen der militärischen Führung, die seiner Ansicht nach schuld sind an der schnellen Kapitulation. In dem letzten „Waffenstillstand“ überschriebenen Kapitel macht Pater Lorson sich Gedanken angesichts des moralischen Niedergangs Frankreichs und fordert zu seiner geistigen Erneuerung auf; er zeigt sich auch besorgt um die Ausbildung der Priester in Frankreich, und er schlägt strukturelle Veränderungen vor. Aber schließlich holt ihn die Gegenwart ein, und er beschreibt in Form eines Tagebuchs den Fortgang des Krieges vom 15. August 1944 an bis zur Kapitulation Deutschlands. Die Autobiografie schließt mit dem Besuch in der Heimat und dem Schmerz über den Tod der Mutter.

Nicht ausgearbeitet ist das 6. Kapitel unter dem Titel „Geistliche Ämter“, in dem der Autor wohl sein Wirken als Prediger, Beichtvater und Seelsorger darstellen wollte.

Mit der Autobiografie hat Pater Lorson gewissermaßen einen Schlussstrich unter sein bisheriges Schaffen gezogen. Nach dem Sieg der Alliierten über Hitlerdeutschland und die Nazibarbarei ist der Weg frei für die deutsch-französische Aussöhnung und die Einigung Europas. Darüber hat der Autor in seiner Lebensbeschreibung viele zukunftsweisende Ideen entwickelt und er hat diesbezüglich bereits mit französischen Politikern korrespondiert.

Hinfort wird dies sein zentrales Anliegen, dem er sich aktiv als akkreditierter Journalist am Europarat, als Freund Robert Schumans und Berater von Johannes Hoffmann widmet.

Als Domprediger in Staßburg und Betreuer der französischen Gemeinde im Saarland ist er in erster Linie Seelsorger. Zugleich wirbt er mit der Feder in den im Elsass und im Saarland verbreiteten Zeitungen und Zeitschriften für die Vereinigung Europas, u.a. auch im Trierer Bistumsblatt „Paulinus“. In seinem letzten Buch „De la vieille à la nouvelle Europe“, zu dem Robert Schuman das Vorwort geschrieben hat, legt er die historischen, kulturellen und religiösen Fundamente frei, auf denen das Neue Europa aufgebaut werden sollte. Mit seinem Tod im Jahre 1954 verlor die europäische Bewegung einen engagierten Streiter für ein christliches Europa.

Merzig, im April 2004

Peter Lorson

Oberstudiendirektor a.D.